

Martin Löffelholz (Hg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage

Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, 603 S., ISBN 3-531-3341-0, € 44,90

Für einen der „Gründungsväter der westdeutschen Publizistikwissenschaft“ (S.43), nämlich Emil Dovifat, war Journalismus noch Anfang der 60er Jahre Werk und Aufgabe herausragender, besonders begabter und politisch verantwortlicher Persönlichkeiten, die das aktuelle und öffentliche Geschehen mit Leidenschaft, Können und einer festen Gesinnung berichten, einordnen und kommentieren konnten; und für manch einen, besonders wenn die praktischen Probleme des Journalismus und empirische Erhebungen über Arbeitssituation, Rekrutierung, Berufsrolle und Selbstverständnis im Vordergrund stehen, bleibt die Ebene der Akteure vorrangig, auch wenn sie sie längst nicht mehr ontologisch und/oder normativ sehen, sondern vornehmlich pragmatisch und/oder epistemologisch. Noch

1993 werde mitunter der „einzelne Journalist als weitgehend autonomer Nachrichtenproduzent“ erachtet, „dessen Meinungen und Einstellungen maßgeblich für die Medienprodukte sind“, kritisiert beispielsweise Sabine Schäfer. (S.321)

Den Urheber systemtheoretischer Ansätze erkennt man nahezu übereinstimmend in dem ehemaligen Bamberger Kommunikationswissenschaftler Manfred Rühl, der 1969 mit seiner Studie *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System* den systemtheoretischen Perspektivenwechsel einleitete und mit seiner Habilitationsschrift *Journalismus und Gesellschaft* (1980) die Luhmann'sche Systemtheorie bzw. das Paradigma ‚System/Umwelt‘ zum ‚Ordnungsprinzip einer allgemeinen Theorie des Journalismus‘ erklärte. (S.53) Inzwischen hat die Systemtheorie in der bundesdeutschen Theoriediskussion um den Journalismus eine beträchtliche, für viele auch bedenkliche „Dominanz“ (S.442) erreicht, firmiert sogar als „totale Theorie“ (S.441) und scheint sich in einer fast hermetischen Selbstreferentialität bzw. Autopoiesis zu reproduzieren und auszudifferenzieren, die von kritischen Einwänden und Hinweisen auf analytisch-empirische Desiderate kaum mehr erreicht wird. Dabei gibt es natürlich – dies sei eingeräumt – strenge, recht dogmatische Varianten mit enormem, kaum mehr nachvollziehbarem Abstraktionsniveau, die allesamt ihrer empirischen Operationalisierung harren, wie mehrfach konzidiert wird, aber auch recht offene, aufgeklärte, eklektizistische Ansätze, die den Systembegriff eher pragmatisch und/oder nur deskriptiv verwenden.

Allein acht der 28 Beiträge dieses Handbuchs, das nach vier Jahren in zweiter, bearbeiteter und erweiterter Auflage erscheint (da die erste Auflage bereits im zweiten Jahr verkauft war und damit die beträchtliche Nachfrage bestätigt, wie im Vorwort stolz vermerkt wird) bekennen sich mehr oder weniger strikt zur systemtheoretischen Ausrichtung der Journalismustheorie. Und kaum einer der anderen Beiträge mag darauf verzichten, sich an ihr kritisch abzarbeiten, so dass sich bei durchgängiger Lektüre etliche Redundanzen ergeben. Auch der Herausgeber, Medienwissenschaftler an der TU Ilmenau, neigt der Systemtheorie zu, auch wenn er die kritischen Einwände gegen sie wahrnimmt und für eine integrative, gewissermaßen metatheoretische Zusammenführung plädiert, in der Konstruktivismus und Handlungstheorie, Institutionen-, Organisationstheorie- und Akteursebene ebenso Platz finden wie die in einigen Beiträgen differenzierte „Makro-, Meso- und Mikroebene des Journalismus“ (S.63). Aber kann es eine solche Universal- und Totaltheorie überhaupt geben, oder andersherum: Braucht man sie überhaupt?

Umgekehrt erachten die Kritiker die autopoetische Systemtheorie weitgehend als eine Sackgasse, wenn auch als eine terminologisch verbrämte, die weitere empirische und vor allem für die Praxis und für die Journalisten ergiebige Forschung hemmt, und sie äußern ihre Kritik oftmals nicht weniger apodiktisch, als die Systemtheoretiker ihren speziellen, mit Luhmann'scher Sprache gedrechselten

Duktus vortragen. Erstaunlicherweise ist ausgerechnet die der Praxis eigentlich am nächsten stehende Journalismusforschung innerhalb der Kommunikations- und Publizistikwissenschaft zu einer ambitionierten Theorie-Spielwiese avanciert, auf der mit partiell recht selektiven Referenzen und kategorischen Setzungen eigene Positionen bis hin zu Quasi-Dogmen behauptet und oft nur implizite Ausgrenzungen vorgenommen werden. Sie reichen von der Negation jeglicher Theoriemöglichkeit (Kepplinger) bis hin zur besagten Absolutsetzung der Systemtheorie. Doch direkte Kontroversen und weiterführende Klärungen lassen sich so – in einem Sammelband wie diesem – nicht erzielen. Der Herausgeber tat daher gut daran, ihn – ursprünglich hervorgegangen aus einer Tagung – als ‚diskursiv‘ und die Beiträge als absichtlich ‚heterogen‘ ausgesucht zu deklarieren, da neben besagter systemtheoretischer Dominanz in den sechs Kapiteln noch eine Reihe anderer theoretischer Ansätze zu Wort kommen – allerdings meist nur jeweils mit einem Beitrag.

Offener zwischen Struktur und Handeln, System und Akteur agieren die besagten anderen Theorieansätze, die die drei restlichen Kapitel bestreiten: zum einen „sozialintegrative und kulturorientierte Ansätze“ (Kap. 4) und zum anderen zweimal „themenspezifische Zugänge zur Journalismustheorie“ (Kap. 5 und 6.). Im vierten Kapitel entwickelt Hans-Jürgen Bucher (Trier) auf sprach- und kommunikationswissenschaftlicher Grundlage eine Theorie kommunikativen Handelns für den Journalismus, die kursorisch bis in die konkrete Produktion und in Produkte hineinreicht. Christoph Neuberger (Münster) expliziert aus besagtem Unbehagen an der Dichotomie zwischen Akteurs- und Systemtheorien „Grundlagen für einen integrativen Ansatz“, bei dem das Handeln in einen Strukturkontext eingebunden wird. Vizenz Wyss (Zürich) greift die Strukturierungstheorie des britischen Soziologen Anthony Giddens auf und überträgt sie auf den Journalismus. Ebenso viel zu wenig beachtet seien, so Sabine Schäfer (Dortmund), die theoretischen Paradigmen des ‚sozialen Feldes‘ und des ‚kulturellen Habitus‘ des französischen Soziologen Pierre Bourdieu. Als „Inspirations- und Irritationsprogramm“ will Bernhard Pörksen (Hamburg) den Konstruktivismus im Sinne Siegfried J. Schmidts u.a. verstanden wissen und umschreibt die Wirklichkeitskonstruktionen des Journalismus. Dass dabei nicht nur „Abschied [...] von tradierten Vorstellungen über den Journalismus“, etwa von „ontologisierenden Betrachtungen“, ebenso wie von naiven Abbildtheorien genommen wird (S.342), sondern auch in der wissenschaftlichen Darstellung eine erhöhte „sprachkritische Sensibilisierung“, die unbedingte Wahrheitsbehauptungen vermeidet und jeweils die „Perspektivität“ des Beobachters betont (S.345), Platz greifen müsste – diese Maximen sind noch nicht bei allen angekommen, die sich explizit einer konstruktivistischen Haltung zurechnen. Von seinen praktischen Erfahrungen als Nachrichtenredakteur beim Südwestrundfunk aus empfiehlt Stefan Frerichs (Stuttgart) chaostheoretische Begriffe auf den Journalismus anzuwenden. Schließlich hebt Rudi Renger (Salzburg) – übrigens als einziger – hervor, dass sich Journalis-

mus längst nicht mehr nur im seriösen Qualitäts- oder Informationsjournalismus erschöpft oder krönt, wie die meisten anderen Autoren gemeinhin unterstellen, sondern sehr viel mehr Spielarten im Boulevard, in der Skandal- und Sensationspresse hat, emotional, sensationsheischend und marktbedingt verfährt und deshalb längst in einer tiefen Sinnkrise steckt. Mit den Ansätzen der Cultural Studies lässt er sich so als Teil der Populärkultur begreifen, weshalb die unterschiedlichen Perspektiven des Publikums und seine diversen Aneignungsarten unbedingt in eine theoretische Betrachtung einbezogen werden müssten. An theoretischen Anleihen besteht mithin kein Mangel und jeweils bekommt der Leser eine knappe, mehr oder weniger gelungene Einführung in die gewählte Theorie zu lesen, bevor sie auf den Journalismus übertragen und angewendet wird. Die beiden themenspezifischen Kapitel behandeln zum einen „Dimensionen“ des Journalismus, zum anderen „Inter-Relationen“ (S.471ff.) zu anderen Systemen. Bis auf einige Ausnahmen sind sie konkreter und sachlich gehaltvoller angelegt, mitunter sogar weitgehend deskriptiv, da sie nicht nur Termini und Theoreme mehr oder weniger systematisch modellieren, sondern gegenständliche Felder entfalten wollen.

Als Lehr- und Handbuch verspricht dieser über 600 Seiten starke Sammelband „die – auch im internationalen Maßstab – umfassendste Übersicht der wissenschaftlichen Debatte über die Theorien des Journalismus“ (S.13), die eine „verständliche Orientierung“ (Klappentext) und differenzierte Einordnung der Theoriebestände leisten soll, und gewiss mögen es fachliche Insider so zu schätzen wissen (wenn sie nicht auch von den vielen Kontroversen und Widersprüchen ein wenig irritiert sind). Doch von Außen stellen sich noch folgende Fragen, die angesichts des zitierten Anspruchs nicht unterdrückt werden sollen: Eine einigermaßen sachdienliche Theorie definiert und strukturiert – so auch Kepplinger (S.89) – den gegenständlichen Sachverhalt, so dass er nicht zuletzt für weitere empirische Erhebungen erschlossen und operationabel wird: Aber schon für die simple Ausgangsfrage, nämlich danach, was Journalismus ist bzw. worauf sich die vielen Theorien tatsächlich beziehen, entsteht keine einigermaßen erkenntliche Übereinstimmung. Schlimmer noch: Es werden nicht einmal Annäherungen gesucht. Eher werden die Ansätze gegenseitig implizit in Frage gestellt. Mal kann es gar keine einschlägige Theorie geben, mal ist Journalismus keine aufschlussreiche, epistemologisch gesicherte Kategorie, mal wird er als System gesehen, mal als Akteursverband oder Organisation, mal als Leistungskonstrukt oder mal höchstens als wissenschaftliche Fiktion. Vielleicht unterlässt der Herausgeber deshalb in seiner Einleitung einen Definitionsversuch oder auch nur eine Abgrenzung des Journalismus zu anderen publizistischen Feldern und zeigt nur in der historischen Abfolge und in den disziplinären Zuordnungen etliche Zuschreibungen und Fragestellungen auf. In seinem Beitrag über die „Inter-Relationen“ zur Öffentlichkeitsarbeit schiebt er allerdings eine Definition nach (vgl. S.478), problematisiert sie aber sogleich, indem er Journalismus als „eigenständiges Funktionssystem“ negiert und ihn zusammen mit der PR als „Leistungssystem“ unter

das „Funktionssystem Öffentlichkeit“ unterordnet. (S.479) Für Kepplinger hingegen ist der Journalismus ein „Subsystem der Massenkommunikation“ (S.92), freilich ohne einheitliches theoretisches Profil. Andere halten die Beziehung zu den Medien in keiner Weise als konstitutiv und hinsichtlich der Online-Kommunikation wird ‚Öffentlichkeit‘ problematisch oder porös. Gleichwohl hätten etliche Beiträge auch für die Massenkommunikation oder mediale Kommunikation als Bezugssystem geschrieben werden können, weil sie keine – zumindest keine explizite – Differenzierung zwischen diesem und dem Journalismus vornehmen und sich dort diskutierter Theoreme (wie etwa Bucher bei der ‚Handlungstheorie‘, Klaus bei der ‚Genderforschung‘, Scholl bei der ‚Inklusivität des Publikums‘) bedienen. Was unterscheidet also Journalismus von der Medienkommunikation, was haben sie gemeinsam, was trennt sie? Systematische Antworten, die auch einen gewissen disziplinären Bestand haben müssten, findet man leider nicht.

Die enorme Vielfalt medialer Produktion, einschließlich der Erosionen des tradierten Journalismus, erfassen die Theorien nur pauschal oder gar nicht und offenbaren daher beträchtliche analytische Lücken: Neue Formen der verlagsinternen wie verlagsübergreifenden Arbeitsteilung, Internationalisierung wie Deprofessionalisierung, dezentrale wie cross-mediale Betriebsorganisationen, Outsourcing wie konfektioniertes Content-Management, Marketingjournalismus wie diverse PR-Affinitäten u.v.a.m. – sie alle sind theoretisch nicht hinreichend aufgearbeitet. Selbst der weit verbreitete und für deutsche Medienverhältnisse viel gerühmte Lokaljournalismus erfährt mit seinen vielfältigen Spezifika keine explizite theoretische Würdigung (wiewohl die anderswo verfügbar ist).

Diese Manko trifft auch zu, wenn man Journalismus -- wie von Rühl begonnen -- von seinen Funktionen bzw. Leistungen her sieht: Zwar werden gelegentlich Beratung, Unterhaltung, Personalisierung, Inszenierung, Werbung und Marketing erwähnt, vor allem wenn die anhaltende Ökonomisierung und Kommerzialisierung thematisiert werden, aber meist nur in einem Duktus, der insgeheim Verfallsformen unterstellt, und daher werden diese überwiegenden, massenhaften Leistungen gegenwärtigen Journalismus’ kaum konstruktiv und systematisch aufbereitet, allenfalls ansatzweise in den wenigen angesprochenen Beiträgen. Hingegen beschwören viele andere nach wie vor seine strukturelle wie funktionale ‚Autonomie‘, wie sie die Systemtheorie vorgibt. Inwieweit sie damit Realität (oder auch nur Beobachtung von Realität) vernebeln und eben nicht aufklären, diskutieren die Ansätze leider nicht. Schließlich ist ebenfalls zu fragen, ob sich Journalismus unabhängig von seinen diversen medialen Modellierungen überhaupt angemessen theoretisch beschreiben lässt; mindestens beim Online-Journalismus taucht diese Perspektive auf. Aber müsste sie nicht ebenso für alle Medien theoretisch eingefangen werden und zwar womöglich herunter bis auf die Ebenen der Programme, Gattungen und Formate? Sind denn alle medialen Spielarten des Journalismus -- von der Zeitung bis zum Fernsehen, vom Radio bis zum Werbeblatt -- theoretisch gleich zu behandeln? Allein das abstrakte Konstrukt

„Journalismus“ mag wohl theoretische Rabulistik befriedigen, aber nicht jedoch eine an Medien interessierte Medienwissenschaft noch eine in den Koordinaten Medien, Ökonomie, Inhalte/Formen und Publikum operierende journalistische Praxis. Insofern harrt die von Löffelholz erwünschte integrative Theorie des Journalismus noch mancher Ergänzungen und auch konkreter Realitätsprüfungen.

Hans-Dieter Kübler (Werther/Hamburg)